

Ein Kind dichtet

Autor(en): **Zweyer, Lukas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 40

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Ein Kind dichtet

Von Lukas Zwyer

Fridoline war ein empfindsames Kind. Ihr Onkel Mathias aber war boshaft und freute sich daran, sie mit seinen Spässen aufzuregen. Die Mutter fürchtete seine Besuche, aber sie konnte ihm nicht verbieten, zu kommen, denn er brachte Süßigkeiten und andere schöne Dinge mit, welche Fridoline liebte, und genau genommen hielten die Bezeugungen seiner Freundschaft den boshaften Spässen die Waage.

Eines Tages kam Mathias vom Markt heim. Er schien besonders gut gelaunt zu sein, denn die Trachtenpuppe, die er erstanden, überstieg die Erwartungen Fridolines. Sie nahm das schön gemalte Kind mit dem Rabenhaar und den steifen Beinen zärtlich in Empfang und wiegte sich auf den Knien des Onkels, der zu singen anfang.

„Daß du ihr nicht wieder ein Schelmenlied vorsingst“, sagte die Mutter. O nein, es werde kein Schelmenlied sein, versicherte Mathias und fing einen Gassenhauer an:

„Alle Menschen müssen sterben
nume Chagbachhansli nid . . .“

Er machte eine Pause, denn Fridoline sah ihn erschrocken an. „Was ist, Fridolinchen?“

„Alle Menschen müssen sterben?“ fragte sie.

„Ja, alle, ganz alle“, sagte der Onkel und lachte.

„Und nur der Chagbachhansli nicht?“ sagte Fridoline leise und machte große, runde Augen. „Alle . . . nur der Hansli nicht?“

„Ja, so heißt es im Liede . . .“

Man konnte nie wissen, was das aufgeschossene Fridolinchen für Einfälle habe, und nur die Mutter kannte ihre eigenwillige Phantasie. „Siehst du, was du wieder angerichtet!“ rief sie. Aber gerade die unerwarteten Fragen und Überlegungen des Kindes waren es, die Mathias reizten. Er wartete auf ihre weitem Fragen.

„Aber . . .“ sagte das Kind, „wenn alle gestorben sind und er allein übrig bleibt, wer soll ihm denn zu Mittag kochen? Wer soll ihm die Kleiderbürsten und die Schuhe putzen? Der arme Mann!“

„Ja, das weiß ich auch nicht!“ sagte der Onkel und weidete sich an der Kummernis der kleinen Fridoline. Er mußte noch lauter lachen, als sie zu weinen anfang und immer aufs neue wiederholte: „Der arme Mann! Ach der arme Mann!“ Und erst als sie ihre Puppe achtlos auf das Kanapee warf und sich wie wild zu gebärden begann, lenkte er ein. „Du dummes Kind!“ rief er, „wenn alle andern gestorben sind, hat es der Hansli gar nicht so übel! Im ganzen Dorf kann er alles austrinken, was er will, und alle Honigtöpfe leeren, und allen Hühnern die Eier wegnehmen, und alle Äpfel von den Bäumen. Ich wollte ganz gern mit ihm tauschen!“

Aber Fridoline wollte sich nicht trösten lassen. „Nichts wird er essen!“ rief sie. „Gar nichts wird er essen! Wenn niemand bei ihm ist, wird er traurig sein und laut schreien . . .“ Und sie lief im Zimmer herum und fing selber an zu schreien. Und gleich als höre sie den verlassenen Mann, hielt sie sich mit ihren Händen die eigenen Ohren zu.

„Da hast du wieder was Schönes angerichtet“, sagte die Mutter.

Onkel Mathias sah, daß sie recht habe. „Fridolinchen!“ rief er, „und deine Puppe! Hör doch, sie heult! Sie hat Hunger!“

Seine Mahnung wirkte. Fridoline fand sich wieder und wandte sich der Puppe zu, brachte sie zu Bett und holte ihr zu trinken. Dann schaukelte sie die Wiege sanft hin und wieder und sprach mit zärtlicher Stimme zu ihrem getrösteten Puppenkinde.

„Einmal war ein Riese“, sagte sie. „Weißt du, was ein Riese ist? Das ist ein sehr großer Mann, viel größer als Onkel Mathias. Dieser Riese hatte eine Riesenfrau und ein Riesenkind. Aber das Kind war schon gestorben und nur der Riesenmann und die Riesenfrau lebten noch. Aber da starb auch die Frau, und der Mann blieb ganz allein.“

Als er nun so ganz allein war, mochte er nicht weiter leben. Er verstand die Sprache der Menschen nicht, denn sie waren zu tief unten auf der Erde, und er konnte sie nicht sehen und nicht verstehen. Für ihn waren sie gar nichts, und er war wirklich allein. „Ich will sterben“, sagte er laut. „Einer allein kann nicht leben. Nein, das kann er nicht. Es müssen viele Riesen da sein, sonst mag einer nicht leben.“

Aber der Zauberer im Walde, der ein Tier war, lachte ihn nur aus. „Ich habe dich verzaubert . . . du darfst nicht sterben!“ rief er. Als dies der Riese hörte fing er fürchterlich zu weinen an. Es war wie der Wind und wie der Donner und wie ein großer Wasserfall.

„Ich will aber sterben . . .“ rief der Riese.

Der Zauberer sagte: „Ich will auch nicht allein bleiben, darum habe ich dich verzaubert, daß du leben mußt!“

Da sah der Riese, daß er nicht ganz allein sei, und er fing an zu lachen und Steine in den Wald zu werfen. Denn mit dem Zauberer konnte man nur zusammenleben, wenn man alle Tage Krieg mit ihm führte. Viele Jahre ging das so weiter, und wenn der Riese das große Zaubertier auch haßte, vergaß er doch nie, daß er der letzte Riese sei.

Da starb eines Tages auch der Zauberer, und weil er vergessen hatte, den Spruch wegzuwischen, der den Riesen zum Leben verdammt, wußte der arme Mann, daß er niemals aufhören könne, zu leben. Er war nun so traurig, daß er sich auf das Grab seiner Frau setzte und nachdachte, wie er dennoch sterben könne. Er heulte nicht, denn sein Kummer war viel zu groß.

„Ich will mir ein Grab graben und mich hineinlegen“, sagte er und fing an, mit seinen Händen die Erde auszufaufeln, bis er ein ganzes Tal ausgehoben hatte. Und immer tiefer grub er, bis das Tal größer war als jedes andere im Lande. Er grub bis mitten in die Erde, so daß er nicht mehr tiefer scharren durfte. Die Erde aber, die er auf einen Haufen hinter sich geworfen, wurde so hoch wie ein Berg. Und zuletzt legte sich der Riesenmann in das Tal, schaute mit dem Gesicht zum Himmel und sagte: „Nun will ich warten, bis ich sterbe!“ So lag er da, und es regnete und schneite auf ihn, und die Erde rollte vom Berge langsam wieder ins Tal und deckte ihn zu, zuerst bei den Füßen, dann immer weiter hinauf, bis über sein Gesicht. Und weil er so stark war und wirklich sterben wollte, starb er nach hundert Jahren . . .“

So erzählte Fridoline ihrer Puppe. Dann beugte sie sich über die Wiege und flüsterte: „So, nun schläft sie! Still, Onkel Mathias! Weck sie nicht auf!“